

Uta C. Schmidt

Für eine disziplinäre Matrix feministisch perspektivierter Geschichtswissenschaft

„Die Geschichte aller Zeiten, und die heutige ganz besonders, lehrt, daß diejenigen vergessen wurden, die an sich selber zu denken vergaßen.“

Louise Otto, 1849

Die Denkachsen der Rede über die Geschlechter verschieben sich. Mit dieser Formulierung beschreiben die Autorinnen eines so titulierten Sammelbandes¹ jenen komplexen Differenzierungsprozeß, der im Anschluß an Judith Butlers *Gender Trouble*² in Gang gekommen ist: Geschlecht als männlich oder weiblich gedachte Zweigeschlechtlichkeit und die diesem Denken zugrundeliegende Dichotomie eines scheinbaren Geschlechtskörpers einerseits und eines sozial konstruierten Geschlechts in seiner hierarchischen Codierung andererseits werden als kulturelle Praxen gefaßt. Diese Verschiebung – so konzeptionell herausfordernd sie ist – wird von einer eklatanten Entpolitisierung der Rede über das Geschlecht begleitet.

Bereits 1990 hatte Annette Kuhn den Prozeß, der sich in einer lautlosen Ersetzung des Begriffs Frauengeschichte durch die Bezeichnung Geschlechtergeschichte niederschlug, mit Besorgnis kommentiert und Zweifel angemeldet, „ob aus der Sicht der Geschlechtergeschichte die Mechanismen der Patriarchalisierung unserer Gesellschaft erforschbar und kritisierbar sind.“³

1 Vgl. Theresia Wobbe u. Gesa Lindemann, Hg., Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht, Frankfurt am Main 1994.

2 Judith Butler, *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York u. London 1990; (dt. *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt am Main 1991).

3 Annette Kuhn, *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte. Der Preis der Professionalisierung*, in: *Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinäre Frauenforschung und -studien*, Hg., *Feministische Erneuerung von Wissenschaft und Kunst*, Pfaffenweiler 1990, 81–99, hier 86.

Kuhn dachte dabei weniger an die theoretischen Debatten zu diesem Thema, als vielmehr an die Umgangsweisen in der (bundes)deutschen Geschichtswissenschaft, die sich zwar gegenüber geschlechtersensibilisierten Fragestellungen langsam öffnete, sie jedoch nur als neu zu erobernde Themenressourcen in den Dienst nahm und ohne Patriarchatskritik⁴ auszukommen glaubte. Das patriarchatskritische, dem Handeln und Leiden von Frauen verpflichtete Konzept Annette Kuhns – dies ist mittlerweile deutlich geworden – ist stellenweise zu nah an einer universalistischen Substantialität „Frau“.⁵ Andererseits zeigt sich bei einer Relektüre ihrer Texte deutlich, daß auch sie nicht ohne eine multiperspektivische Fassung von Geschlecht als relationaler, prozessualer, kontextabhängiger Ordnungspraxis und als „Existenzweise“⁶ auskommt. Auch Kuhn verfolgt ihre frauenzentrierte und geschlechtersensibilisierte Sicht auf die Geschichte mit einem dynamischen, auf historisch-kulturelle Konstruktionen zielenden Erkenntnisbegriff jenseits ontologisch-dualer, apriorischer Geschlechtersysteme. In der Auseinandersetzung mit Annette Kuhn kleidete Herta Nagl-Docekal die Verschiebung der Denkachsen in den Geschichtswissenschaften in die anschauliche Formulierung: „hier eine Frauengeschichte, die sich ironischerweise gerade auf die Geschichtlichkeit, d. h. auf die Diversität der Lebensrealität von Frauen nicht voll einlassen kann, dort die Geschlechtergeschichte, der das übergreifende Phänomen der Ausgrenzung und Diskriminierung der Frau aus dem Blick zu geraten droht.“⁷

Herta Nagl-Docekal's Konzept einer feministischen Geschichtswissenschaft, die sich am „Leitfaden des Interesses an der Befreiung der Frau“⁸ orientiert, weist einen Ausweg aus diesem Dilemma: Sie tritt für eine kreative Pluralität einander ergänzender Zugänge zur Geschichte jenseits allmächtiger Ausschließlichkeitsan-

4 Zum Begriff Patriarchatsanalyse vgl. Ute Gerhard, Patriarchalismuskritik als Gesellschaftsanalyse. Ein nicht erledigtes Projekt, in: Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinäre Frauenforschung und -studien, Hg., *Feministische Erneuerung*, wie Anm. 3, 65–80.

5 Vgl. Herta Nagl-Docekal, Für eine geschlechtergeschichtliche Perspektivierung der Historiographiegeschichte, in: Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen u. Ernst Schulin, Hg., *Geschichtsdiskurs*, Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte, Frankfurt am Main 1993, 233–256, hier 240.

6 Ich beziehe mich hier auf einen Vorschlag, den Andrea Maihofer im Anschluß an Louis Althusser in die Diskussion gebracht hat, um zum Ausdruck zu bringen, daß Geschlecht „sowohl als kulturelles, psychisches und Bewußtseinsphänomen zu begreifen“ ist, als auch als eine „Weise, ‚materiell‘ körperlich zu existieren.“ Andrea Maihofer, *Geschlecht als hegemonialer Diskurs. Ansätze zu einer kritischen Theorie des ‚Geschlechts‘*, in: Wobbe u. Lindemann, Hg., *Denkachsen*, wie Anm. 1, 236–263, hier 256; vgl. auch Anm. 32.

7 Nagl-Docekal, Für eine geschlechtergeschichtliche Perspektivierung, wie Anm. 5, 240.

8 Herta Nagl-Docekal, *Feministische Geschichtswissenschaft – ein unverzichtbares Projekt*, in: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 1 (1991), 7–18, hier 12.

sprüche ein, da, wie sie schreibt, jeder der entwickelten Ansätze „ein plausibles Motiv des feministischen Zugangs zur Geschichte“ repräsentiere.⁹ Der adjektivierte Zusatz „feministisch“ in all seiner historischen und aktuellen Stimmlichkeit markiere diese Idee als eine eminent politische. Erst im Tagesgeschäft der Geschichtswissenschaft werde die politische Idee marginalisiert oder ignoriert.

Mit dem in der Abwehr postmoderner Geschichtskonzeptionen gern in die Diskussion geworfenen Rankeschen Kalkül, zeigen zu wollen, „wie es eigentlich gewesen“¹⁰, begründet die Historiographie ihren Charakter als Wissenschaft (immer auf ein Neues). Die Objektivitätsfassung diszipliniert andere Interessen an Geschichte und verweist sie ins Uneigentliche, Vorwissenschaftliche oder Modische.¹¹ Obwohl es als gesichertes Ergebnis geschichtstheoretischer Forschung gilt, daß Ausgangs- und Zielpunkte historischer Wissenschaften in lebensweltlichen Orientierungsproblemen zu finden sind¹², spielt diese Einsicht im alltäglichen Forschungsbetrieb eine nur geringe Rolle. Eine kritische Reflexion der Grundlagen und Traditionen des eigenen Fachs, eine Reflexion, die das Forschungssubjekt mit zum Thema der Analyse macht, ist dem Tagesgeschäft der etablierten Zunft äußerlich, gilt es doch nach wie vor als Erkenntnisprinzip, das Selbst möglichst auszulöschen, um die Quellen in ihrer Kraft sprechen zu lassen.¹³

In dieser mangelnden Bereitschaft der traditionellen Geschichtswissenschaft, die eigenen Grundlagenreflexionen konstruktiv in wissenschaftliche Alltagspraxis zu transformieren, sehe ich eine erfolgreiche Strategie, bestehende Machtkonstellationen der Institution Geschichte und liebgewonnene Selbstinszenierungen zu erhalten.

9 Nagl-Docekal, Für eine geschlechtergeschichtliche Perspektivierung, wie Anm. 5, hier 245.

10 Leopold von Ranke, Geschichten der romanischen und germanischen Völker, in: Sämtliche Werke, Bd. 33/34, Leipzig 1877 ff., VII.

11 Daß dies so einfach nicht ist, gehört zum Allgemeingut geschichtswissenschaftlicher Sozialisation. Gleichwohl unterliegt dieser Merksatz einer scheinbar ungebrochenen Konjunktur als Regulativ in der Abgrenzung eigener Erkenntnisinteressen gegenüber anderen Disziplinen wie Soziologie, Philosophie, Anthropologie, und er spielt noch immer eine nicht zu unterschätzende Rolle in der kollektiven Mentalität der Zunft. Interessant scheint mir die psychologische Begründung Frank Ankersmits zu sein: „In der Geschichte ist alles so veränderlich, daß Historiker sich krampfhaft an ihre wenigen alten Gewißheiten festklammern und sich der Vergeschichtlichung der geschichtlichen Erkenntnis selbst widersetzen.“ Frank Ankersmit, Wir schauen in einen Spiegel und sehen einen Anderen, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 4 (1993) 457–465, hier 458; für ihn sind Historiker „verstockte Positivist“, ebd.

12 Vgl. Jörn Rüsen, Grundzüge einer Historik I: Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft, Göttingen 1983.

13 Formuliert in Anlehnung an Leopold von Ranke, Sämtliche Werke, Bd. 15, Leipzig 1877 ff., 101.

So ist es kein Wunder, daß auch ein Teil der sich explizit geschlechtergeschichtlich Engagierenden mittlerweile einen geradezu vorausseilenden Gehorsam entwickelt hat und seine Geschichte jenseits gesellschaftspolitischer Dimensionen pflegt.

Die beklagte Entpolitisierung von geschlechtergeschichtlichen Konzepten ist jedoch nicht nur durch die Tradition und das Selbstverständnis der Institution Geschichtswissenschaft vorgeprägt. Auch pragmatische Professionalisierungsinteressen und/oder die Einschätzung, nur Anpassung eröffne Chancen auf eine institutionell abgesicherte Arbeit, spielen eine wichtige Rolle.¹⁴ Nicht zu unterschätzen sind auch Ermüdungserscheinungen und Reibungsverluste in einem System, das sich nicht zuletzt über die Trennung von privater Welt und Wissenschaft in einer spezifischen Männlichkeit herstellt und die Verteilung von „bedeutsamem“ Wissen organisiert.¹⁵

Wenn die Distanzierung von politischen Intentionen aus frauenbewegten Reihen kommt, die noch immer als *pressure group* für Wissenschafts- und Erkenntniskritik gelten, wie sich dies im Anschluß an das eingangs erwähnte Buch *Gender Trouble* von Judith Butler vollzieht, ist dies von besonderer Tragweite. Butler bezeichnet Emanzipation als eine Rahmenerzählung der Moderne, die ein einheitliches Ziel der Geschichte voraussetze, und Feminismus als ein Projekt der Moderne, das ein einheitliches Subjekt der Geschichte bedinge. Der Feminismus, so ihre zentrale Argumentation, sei ein Kind genau jenes neuzeitlichen Vereinheitlichungs- und Identitätszwangs – nicht zuletzt eines heterosexuellen –, den zu sprengen er vorgebe.¹⁶ Zahlreiche Forscherinnen¹⁷ haben dazu aufgefordert, das Erkenntnis-konzept Judith Butlers, seiner Faszinationskraft zum Trotz, nur äußerst kritisch zu übernehmen. In geschichtswissenschaftlicher Perspektive erscheinen mir dazu die Argumente von Andrea Maihofer richtungweisend.

Maihofer betont den kulturell-historischen, konstruierten Charakter von Geschlecht und Geschlechterdifferenz, fordert daher eine Sichtweise, die die gelebte Realität dieser Konstruktionen und ihre materiell körperlichen Existenzweisen in

14 Vgl. Susan Bordo, *Feminism, Postmodernism, and Gender-Scepticism*, in: Linda J. Nicholson, Hg., *Feminism/Postmodernism*, New York u. London 1990, 133–156, hier 151; auch Judith Bennett, *Feminism and History*, in: *Gender and History* 3 (1989), 251–272.

15 Vgl. Friederike Hassauer, *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens*, Wien 1994, 32 ff.; Sabine Hering, *Ein Oscar für die beste Nebenrolle, in: metis. Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Praxis* 2 (1994), 67–72.

16 Vgl. Butler, *Gender Trouble*, wie Anm. 2, 7 u. 19.

17 Vgl. *Feministische Studien* 2 (1993), ein Heft, das dem Diskurs über das Geschlecht gewidmet ist; auch Wobbe u. Lindemann, Hg., *Denkachsen*, wie Anm. 1.

die Analyse einbezieht. Zu begreifen, so Andrea Maihofer, sei „Geschlecht, ‚Frau‘ oder ‚Mann‘ sein nur, wenn wir einen Begriff entwickeln, der sowohl das Imaginäre dieser Existenzweise, also Geschlechtlichkeit, Subjektivität, Identität und Körperlichkeit als gesellschaftlich-kulturell produzierte Selbstverhältnisse reflektiert als auch die Realität dieser Existenzweise als gelebte Denk-, Gefühls- und Körperpraxen.“¹⁸

In den hitzigen Debatten über die Rede vom Geschlecht vermisste ich vielfach die präzise Benennung der Ebenen, von denen aus argumentiert wird. Belastend wirkt überdies die Rigidität und Arroganz, mit der die Frage nach der „richtigen“ Theorie die Frage nach der „richtigen“ Politik verdrängt. Der „view for nowhere“ des Feminismus, der ganz im Sinne kritischer Erkenntnistradition seine Orientierungsbedürfnisse, Unsicherheiten und Machtansprüche als Quelle von Wissen und Wahrheit thematisiert, weicht einem „dream of everywhere“¹⁹, der unklar läßt, wie und warum das Erkenntnissubjekt seine unendlich differenzierte und multiperspektivische Situation zu Wissen und Wahrheit verhandelt. Problematisch wird ein als Erkenntniskategorie nicht mehr in Frage zu stellendes Differenzbewußtsein auch, wenn es in zu kurz greifender Aneignung einem Relativismus, einem „Polytheismus der Werte“ (Seyla Benhabib) das Wort redet, der angesichts fortexistierender *struktureller* Benachteiligungen von Frauen jenen zuarbeitet, die sich darüber freuen, daß Feministinnen ihre wichtigsten Erkenntnisinstrumente, Patriarchatskritik und Parteilichkeit, von sich aus streichen.²⁰ Ich möchte den beschriebenen Entpolitisierungstendenzen mit einem Modell entgegentreten, das die lebensweltlichen Dimensionen einer feministischen Perspektive als konstitutive Qualität wissenschaftlicher historiographischer Praxis herausstellt. Patriarchatskritik steht darin für eine methodisch geregelte Parteilichkeit, für eine Ausdehnung und Vertiefung des Erfahrungsbezuges und für die Mobilisierung neuer Argumentationspotentiale.

18 Maihofer, *Geschlecht als hegemonialer Diskurs*, wie Anm. 6, 259; Hervorhebung im Text.

19 Vgl. Bordo, *Feminism/Postmodernism*, wie Anm. 14, 136 ff.

20 Daß die bewußte Beibehaltung von Parteilichkeit nicht mit einem ungehemmten Ausbruch von Irrationalität und Subjektivität gleichzusetzen ist, sondern daß historische Vernunft als Garant für professionelles, objektives Wissen von der Vergangenheit im Lichte von Gegenwart und Zukunft konstitutiv auf Parteilichkeit angewiesen ist, habe ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt. Uta C. Schmidt, *Wohin mit unserer „gemeinsamen Betroffenheit“ im Blick auf Geschichte?*, in: Ursula A. J. Becher u. Jörn Rüsen, Hg., *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive*, Frankfurt 1988, 502–516; vgl. auch den Beitrag von Jörn Rüsen im gleichen Band, *Schöne Parteilichkeit. Feminismus und Objektivität in der Geschichtswissenschaft*, 517–542.

Wie Herta Nagl-Docekal betone ich die politische Bedeutung des feministischen Projekts, das sich am „Interesse an der Befreiung der Frau“ orientiert, nicht aber an ein Geschlecht gebunden ist. Feministisch heißt für mich auch, einer langen Tradition von Widersetzlichkeit gegen patriarchale Verbote und Vereinnahmungen verpflichtet zu sein und die traditionelle Verteilung von Wissen und öffentlicher Autorität im Sprechen, Handeln, Denken und Fühlen zu hinterfragen.²¹ Den Theorierahmen meiner Überlegungen bilden vorzugsweise jene Selbstvergewisserungen, über die sich die bundesdeutsche Geschichtswissenschaft seit den späten 1960er und frühen 1970er Jahren formierte und die sie unter der Rubrik „Historik“ pflegt/e. Unter „Historik“ verstehe ich mit Jörn Rüsen jenen Ort, an dem historisches Denken systematisch untersucht wird und an dem sich die Geschichtswissenschaft immer wieder zu dem, was sie tut und tun möchte, in Relation setzt. Die Historik übernimmt dabei auch didaktische Funktionen: Sie zielt innerhalb des Faches darauf ab, angehenden Historikerinnen und Historikern ein Bild von ihrer Disziplin zu vermitteln. Außerhalb des Faches geht es um die Funktionen des Geschichtsbewußtseins in individuellen und kollektiven Orientierungsprozessen.²² Konkret beziehe ich mich auf ein von Jörn Rüsen als „disziplinäre Matrix“²³ bezeichnetes Modell, in dem die maßgeblichen Faktoren historischer Orientierung, Erkenntnis, Forschung und Darstellung in einen systematischen Zusammenhang gebracht werden.²⁴ Sie lassen sich als einzelne, aufeinander verweisende und verwiesene „Etappen eines kognitiven Prozesses der menschlichen Zeitorientierung durch historisches Denken“ verstehen.²⁵

Die disziplinäre Matrix könnte, feministisch perspektiviert, verschiedene Funktionen übernehmen: in das Projekt einer feministisch perspektivierten Wissenschaft einführen, die verschiedenen Fächer- und Denkkontexten entstammenden

21 Zur Geschichte des Konzepts Feminismus vgl. Karen Offen, *Sur l'origine des mots 'féminisme' et 'féministe'*, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 34 (1987), 492–496; dies., *Defining Feminism: A Comparative Historical Approach*, in: *Signs. Journal of Women Culture and Society* 14 (1988), 119–157; dies., *On the French Origin of the Words 'Feminism' and 'Feminist'*, in: *Studies in Women's Literature* 2 (1988), 45–51.

22 Rüsen, *Grundzüge*, wie Anm. 12, 33–41.

23 Ebd., 24; vgl. Anm. 10. Rüsen weist die „disziplinäre Matrix“ und den dazu synonym verwendeten Begriff des Paradigmas als von Thomas Kuhn übernommen aus und zeigt ihren instrumentellen Charakter bei der Beschreibung des besonderen Gegenstandes der Reflexion einer Historik.

24 Rüsen, *Grundzüge*, wie Anm. 12, 24.

25 Ebd., 29.

Debatten organisieren und Argumente aufeinander abstimmen. Wichtig ist es vor allem, das Verhältnis von sozialem Wissen, feministischer Perspektive und dem wissenschaftlichen Anspruch historischer Erkenntnis in bewußter „Abhängigkeit der historischen Erkenntnis von Standpunkten der erkennenden Subjekte im Leben ihrer Gegenwart“²⁶ zu konzipieren. Obwohl – oder gerade weil – der Feminismus an der Bedeutung von Geschichte für das einzelne Leben keinen Zweifel läßt, droht er, der Gefahr einer illusionären Vergangenheitsaneignung im Lichte aktueller Identifikationsbedürfnisse anheimzufallen. Hier könnte die Geschichtswissenschaft mit ihren disziplinierten und disziplinierenden Verfahrensweisen Hilfestellungen bieten. Ich möchte daher im folgenden den inneren Zusammenhang historischen Denkens im Spannungsverhältnis von „Geschichte brauchen“, „Geschichte erforschen“, „Geschichte erkennen“ und „Geschichte schreiben“ fokussieren.

Geschichte brauchen

Zu meinen Forschungsschwerpunkten gehört das Beginentum, ein Thema, das sich vor allem in der außeruniversitären Erwachsenenbildung ungebrochener Beliebtheit erfreut.²⁷ Der nicht eindeutige „Ursprung“ des Beginentums, sein indifferenter Status zwischen *laici* und *religiosi*, mit dem das Beginentum die auf einer strikten ständischen Trennung beruhende gesellschaftliche Ordnung provozierte, das von Frauen selbstgewählte und durch Arbeit selbstfinanzierte Leben, die spirituelle, auf inneres Erleben zielende Religiosität, der antielitäre Charakter der Bewegung, all dies sind Facetten einer Lebensweise, die die Beginen als mittelalterliche Vorläuferinnen gegenwärtiger Frauenbewegungen attraktiv machen. In den Gesprächen nach meinen Vorträgen über die Beginen spiegeln sich denn auch Themen und Inhalte aktueller frauenbewegter Debatten. Die Beginen werden dabei nicht in der ihnen entsprechenden Kontextualität wahrgenommen, sondern auf der Folie aktueller Fragen und Interessen. Der „Blick zurück“ auf Vergangenes wird als Chance genützt, die Bedrohlichkeit des ständigen Wandels individueller und kollektiver Lebensvollzüge zu lindern.²⁸

26 Rösen, Schöne Parteilichkeit, wie Anm. 20, 523.

27 Vgl. Uta C. Schmidt, Zwischen Alltagsrealität und heilsgeschichtlicher Bestimmung – Beginen, in: Annette Kuhn u. Marianne Pitzen, Hg., Stadt der Frauen, Szenarien aus spätmittelalterlicher Geschichte und zeitgenössischer Kunst, Zürich u. Dortmund 1994, 120–127.

28 Vgl. Rolf Schörken, „Alltagsbewußtsein“, in: Klaus Bergmann u. a., Hg., Handbuch der Geschichtsdidaktik, Düsseldorf 1979, 36–40.

Das zur Legitimation frauenbezogener Fragestellungen gerne vorgebrachte Argument, Frauen hätten keine Geschichte, weise ich zurück: Frauen machen Geschichte ob der Intentionalität ihrer Lebensführung; sie haben Geschichte ob der Zeitlichkeit ihrer Lebensführung, und sie brauchen Geschichte ob der irritierenden Gegenwartserfahrungen, die sie mit spezifischen Widersprüchen konfrontieren. Indem ich, wie 1791 die Französin Olympe de Gouges²⁹, in der strikten Einhaltung der aufklärerischen Egalitätsversprechen, die Menschheits- also auch die Geschichtskategorie für Frauen reklamiere, möchte ich ein feministisch perspektiviertes, vergangenheitsbezogenes Denken in der Selbstverständlichkeit fundieren, daß Frauen Menschen sind. Diese lapidare Feststellung hat weitreichende Konsequenzen: Sie begründet die feministische Perspektive moralisch oder politisch nicht mit Argumenten, die von außen an die Historik herangetragen werden, sondern aus dem Grundlagenrepertoire der Geschichtswissenschaft heraus. Sie gründet sich ex negativo auch nicht auf Defizite, sondern konstruktiv und positiv auf Geschichtsbewußtsein im umfassenden Sinne: So waren es Frauen, die den Widerspruch zwischen erinnerter und intendierter Lebenspraxis einerseits und traditionellen, öffentlichen Wertigkeiten andererseits nicht länger hinnehmen wollten. Sie waren es, die historisches Denken kritisch gegen „die Tradition“ setzten. Ihr Blick war (und ist) nicht willkürlich und beliebig, sondern ergab sich aus den Defiziten der Tradition selbst. Die in der Tradition vorgegebene Einheit von Zeiterfahrung (Der Mann ist das Maß aller Dinge) und Zeitabsicht (Das soll auch so bleiben) zerbrach.

Dies vorausgesetzt, werden im Denken, Handeln und Fühlen beider Geschlechter neue Maßstäbe wichtig: Es wird ein neues Vortasten in das Vergangene erforderlich, um die Erweiterung des Orientierungsrahmens erfahrungsgesichert zu konturieren. Die feministische Perspektive in der Geschichtswissenschaft ist gemäß dieser Definition nicht auf eine bestimmte Geschlechtskonstruktion oder auf einen bestimmten Gegenstandsbereich angewiesen, sondern sie antwortet auf individuelle und gesellschaftliche Perspektivierungsbedürfnisse. Insofern als das Geschlechterverhältnis immer Bezugspunkt bleibt, geht sie Männer und Frauen an. In der Reflexion darüber, wo sich die hierarchische Ordnung der Geschlechterdifferenz gegen Frauen richtet, und in der Absicht, etwas dagegen zu tun, konkretisiert sich das Perspektivierungsbemühen als ein dezidiert feministisches. Feministisch artikuliert es sich vor allem dort, wo es die kategoriale Menschwerdung der Frau im

29 Vgl. Friederike Hassauer, Gleichberechtigung und Guillotine. Olympe de Gouges und die französische Menschenrechtserklärung der Französischen Revolution, in: Ursula A. J. Becher u. Jörn Rüsen, Hg., Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive, Frankfurt am Main 1988, 259–291.

Anschluß an die Egalitätsforderungen der Französischen Revolution als Vollzugsdefizit offenlegt und einfordert.

Der Widerspruch zwischen den Angeboten der etablierten Historiographie einerseits und der Nachfrage nach zustimmungswürdigen Möglichkeiten der Perspektivierung andererseits führt immer wieder zur illusionären Aneignung von Vergangenheit, wie ich es am Beispiel der Beginnenrezeption zu zeigen versucht habe. Aufgrund der lebensweltlichen Bedürfnisse an Geschichte droht diese zur „Kompensationsinstanz“³⁰ zu werden, zu einem „Steinbruch“, der nach aktuellen Maßstäben ausgebeutet wird. Indem ich aber meine Behauptungen über die Vergangenheit durch die Erfahrung, was davon noch gegenwärtig ist (Tatsachen), absichere³¹; indem ich meine Geschichte/n auf die Diskussion von Perspektiven (Normen) verpflichte und mir ständig Standpunktreflexionen abverlange³², und indem ich Erfahrung und Bedeutung entlang erklärter Leitfäden (Ideen) zu einer Erzählung zusammenführe³³, schaffe ich Kontrollinstanzen für meine Sicht auf die Geschichte. Mit der Wahl einer derartigen Organisationsform entscheide ich mich für wissenschaftliches historisches Denken. Dieses hilft, die Spuren der Vergangenheit – „ein zerknitterter, fadenscheiniger, zerrissener Stoff von Gesagtem und Nichtgesagtem“³⁴ –, der unter meinen Händen zu zerfallen droht und verschiedenste Falten wirft, mit groben Heftstichen zu befestigen und die imaginäre mentale Produktion des Diskurses immer wieder mit den materialen Aspekten der Überlieferungsspuren abzugleichen. In der wissenschaftlichen Verfaßtheit meiner Erinnerung bekunde ich das Bemühen, „das von mir Erfundene auf ein stabiles Fundament zu stellen und von streng kritisierten Quellen und möglichst genauen und exakten Aussagen auszugehen.“³⁵ Der Konstitutionsprozeß einer Vergangenheit, in der sich Gegenwart und Zukunft spiegeln, wird durch die Verhandlung der Erfahrungen, Normen und Ideen nachvollziehbar. Trotz der unmißverständlichen Subjektivität und Parteilichkeit von Geschichte/n gewinnt der historische Diskurs dann an Intersubjektivität und Überprüfbarkeit, da er offenlegt und begründet, wie er Wahrheit für sich beansprucht.

„Es kommt darauf an, daß man auf die Gefühlsregungen und Störungen ach-

30 Jörn Rüsen, Historische Erinnerung und menschliche Identität – praktische Wirkungen der Historiographie, in: Universitas 39 (1984), 393–400, hier 393.

31 Vgl. Rüsen, Grundzüge, wie Anm. 12, 91.

32 Ebd., 100.

33 Ebd., 111.

34 Georges Duby u. Guy Lardreau, Geschichte und Geschichtswissenschaft: Dialoge, Frankfurt am Main 1982, 39.

35 Ebd.

tet, die durch die Beziehung, in der wir zu den jeweiligen Texten und unserer Geschichte im allgemeinen stehen, das Funktionieren des psychischen Apparates beeinflussen. Es gilt, sich selbst zugleich mit dem anderen zu hören, der die Forschung begleitenden Angst, der die Funktion zukommt, zu melden, daß eine interessante Wahrheit im Begriff ist, aufzusteigen, ihr entgegenzutreten und sie zu entlarven.³⁶

Dieses Vernunftpotential, das in lebensweltlich benötigten und fundierten Geschichten über Vergangenheit angelegt ist, die gleichzeitig traditionskritisch argumentieren und prinzipiell zweifeln³⁷, muß die feministische Perspektive für sich erschließen und entfalten. Das heißt im umfassenden Sinne, „nicht über etwas zu sprechen, dessen man sich nicht versichert hat.“³⁸ Das heißt auch, die eigene Person, den eigenen Diskurs und seine Wirkungen immer wieder in Frage zu stellen.

Geschichte erforschen

Da die „Lektüre der Vergangenheit“ (de Certeau) stets durch die Wirkungen der gegenwärtigen Bedürfnisse geleitet wird, schlage ich hinsichtlich feministischer Erkenntnis vor, sie durch die Verpflichtung zur Begründung ihres Erfahrungs-, Bedeutungs- und Sinngehaltes zu disziplinieren und den „Zweifel an der Gestaltung von Aussagen zum konstituierenden Faktor des Denkens“³⁹ zu machen – und nicht die Bestätigung.⁴⁰ Mit dieser normativen Bindung des Gegenwartsbezugs läßt sich ein Kommunikationsprozeß gestalten, in dem der Blick auf die Vergangenheit erweitert werden kann und dadurch erklärbar wird, warum der eingenommene „Standpunkt der beste ist, von dem aus man am meisten sieht.“⁴¹ Diese disziplinierenden Schritte sind unabdingbar, um sich der Gefahr einer illusionären Vergangenheitsaneignung zu widersetzen und um die individuellen wie kollektiven Selbstentwürfe nicht als Chimären zu zeichnen.

36 Alain Besançon, Psychoanalytische Geschichtsschreibung, in: Hans-Ulrich Wehler, Hg., Geschichte und Psychoanalyse, Köln 1971, 101–155, hier 127; vgl. auch die zwei Aufsätze von Lucien Febvre, Psychologie und Geschichte/Sensibilität und Geschichte in: Lucien Febvre, Das Gewissen des Historikers, Berlin 1988, 79–90 u. 91–107.

37 Das ist die Konzeption von wissenschaftlichen Geschichten, wie sie Jörn Rüsen, Grundzüge, wie Anm. 12, 85–116, entworfen hat.

38 Duby u. Lardreau, Geschichte, wie Anm. 34, 55.

39 Rüsen, Grundzüge, wie Anm. 12, 88.

40 Vgl. Schmidt, Wohin, wie Anm. 22, 502–517.

41 Rüsen, Grundzüge, wie Anm. 12, 125.

Da der Diskurs über die Vergangenheit stets die Toten, das Tote, verhandelt⁴², gibt es niemanden aus jener vergangenen Welt, dem wir rechenschaftspflichtig wären⁴³: „Die Toten sind die objektive Figur eines Austauschs unter Lebenden.“⁴⁴ Dies verpflichtet uns, die Toten/das Tote nicht zu einem wehrlosen Objekt aktueller Interessen zu machen, sondern sie als das Andere ertragen zu lernen.⁴⁵ „Historisch denken“ heißt in diesem Zusammenhang, „daß sich das Subjekt dieses Denkens mit seiner Subjektivität (...) in den Erkenntnisprozeß einbringt, in dem die menschliche Vergangenheit als Geschichte erkannt wird. Wissenschaftlich historisch denken heißt, daß eben diese Subjektivität zugunsten einer Objektivität überwunden wird (...).“⁴⁶ Objektivität bestimmt sich so als „ein Streben nach Wissen, das sich der subjektiven Erfahrung (Piaget nennt es das Bewußtsein seiner Selbst) im Interesse einer effektiveren Objektivität bedient.“⁴⁷ Die Frage ist, ob eine feministische Perspektive darüberhinaus spezielle Verfahren benötigt, um ihre Geltungsansprüche zu legitimieren, d. h. ihren Bedürfnissen entsprungene Interessen an der Vergangenheit zu organisieren. Hier sehe ich eine Besonderheit: Feministisches Denken ist nur als Bewegung in, mit und gegen jenen machtvollen Diskurs vorstellbar, der hierarchisiert, auszeichnet, zum Verstummen bringt. Damit steht es in der ideologiekritischen Tradition der Frankfurter Schule, führt sie jedoch dort weiter, wo es die Wirkungsweisen von Geschlecht in Deutungsmustern und gesellschaftlichen Handlungsfeldern benennt.⁴⁸ Dazu benötigt die feministische Kritik keine originären Methodologien, jedoch gesteigerte Sensibilität und gesteigerte Kombinatorik im Umgang mit jenen Überlieferungsspuren, die in die Traditionsbildung keinen Eingang fanden. Ebenso erforderlich ist ein geschärfter Blick für randständige, abgedrängte Verfahren der Quellen-, Text- und Erkenntnis-kritik. Ganz im Sinne einer Geschichte, die sich bewußt auch für eine Genealogie weiblichen Sprechens und Denkens interessiert, möchte ich an zwei Autorinnen

42 Vgl. Michel de Certeau, *Das Schreiben der Geschichte*, Frankfurt am Main u. New York 1991, 67.

43 Diskurse zur unmittelbaren Zeitgeschichte können sich noch auf Erzählungen jener gründen, die die Geltung von Aussagen qua Autorität der Lebenden bezeugen.

44 De Certeau, *Das Schreiben*, wie Anm. 42, 67.

45 Im übrigen zielt ja auch eine zentrale feministische Kritik an bestehenden Denk- und Deutungssystemen auf jene Imagination, Usurpation und Annexion des Weiblichen und der Weiber.

46 Rösen, *Grundzüge*, wie Anm. 12, 118; Hervorhebung im Text.

47 Evelyn Fox Keller, *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft*, München u. Wien 1986, 123.

48 Vgl. Friederike Hassauer, *Ist die Frau ein Mensch*, in: dies. u. Peter Roos, Hg., *Die Frauen mit Flügeln, die Männer mit Blei?*, Siegen 1986, 136–143, bes. 142.

und ihre Verfahren der Geltungssicherung von Geschichte/n anknüpfen: Christine de Pizan und Olympe de Gouges.

Mit Hilfe der „Antiphrasierung“ gelingt es der französischen Schriftstellerin Christine de Pizan in ihrem 1405 erschienenen *Livre de la Cité des Dames* die frauenfeindlichen Allgemeinplätze ihrer Zeitgenossen zu entlarven und ihnen etwas entgegenzusetzen.⁴⁹ Ihr Buch über die *Stadt der Frauen* muß zweifellos in seiner Zeitgebundenheit gelesen werden, enthält jedoch unter erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten zukunftsweisende Prinzipien der Organisation von Wissen. Im Bild vom Bau einer neuen Stadt destruiert Christine de Pizan die frauenfeindlichen ideologischen Versatzstücke ihrer Zeit und hält ihren negativen Wirkungen eine positive Tradition weiblichen Schaffens entgegen: Aufbau infolge der Zerstörung, um im städtebaulichen Bild zu bleiben, Konstruktion infolge von Dekonstruktion, um diskurstheoretisch zu sprechen. Sie sammelt Fälle positiven weiblichen Handelns und bietet so eine durchkonzipierte Form von Frauengeschichte an, die das Entstehen eines kollektiven Bewußtseins von Frauen explizit fördern soll.⁵⁰ Christine de Pizan besteht darauf, daß patriarchale Verallgemeinerungen im Lichte vergangener und gegenwärtiger Erfahrungen von Frauen überprüft und bewertet werden müssen. Sie forciert eine radikale Vernunftkritik, setzt die „Spitzhacke des Verstandes“⁵¹ an und fordert: „Darum werde wieder Du selbst, bediene dich wieder Deines Verstandes und kümmere Dich nicht weiter um solche Torheiten!“⁵² In diesem Zitat deutet sich ihre Methode zur Entlarvung frauenfeindlicher Traditionen an: eine subversive Durchkreuzung und ironische Umwertung der herrschenden diskursiven Praktiken. De Pizan nennt dieses Verfahren „Antiphrasieren“. Sie macht sich damit ein seit der Scholastik bewährtes Prinzip der Wissenskonstituierung zu eigen. „Was die Dichter angeht“, schreibt sie in der *Stadt der Frauen*, „von denen du sprichst: weißt du denn nicht, daß sie schon oft nichts anderes als Ammenmärchen verbreitet haben und zuweilen das Gegenteil von dem meinen, was sie in ihren Schriften kundtun? Aber man bekommt sie mit Hilfe einer rhetorischen Figur zu fassen, die ‚Antiphrase‘ heißt; wie du weißt, bezeichnet sie den Sachverhalt, daß man jemanden als schlecht bezeichnet, in Wirklichkeit aber meint, er

49 Vgl. Christine de Pizan, Das Buch von der Stadt der Frauen; aus dem Mittelfranzösischen übersetzt, mit einem Kommentar und einer Einleitung versehen von Margarete Zimmermann, Berlin 1986; vgl. auch Régine Pernoud, Das Leben einer außergewöhnlichen Frau und Schriftstellerin im Mittelalter, München 1990; Uta C. Schmidt, Wage es, Frau. Leben und Werk Christine de Pizans, in: Kuhn u. Pitzen, Hg., Stadt der Frauen, wie Anm. 27, 29–32.

50 Pizan, Stadt der Frauen, wie Anm. 49, 215.

51 Ebd., 48.

52 Ebd., 40., Hervorhebung U.C.S.

sei gut und umgekehrt. Deshalb rate ich dir, ihre Werke in deinem Sinne zu lesen (...).“⁵³

De Pizan läßt sich bewußt auf das Spannungsverhältnis von tradiertem Wissen und eigener Erfahrung ein⁵⁴, auf das Spannungsverhältnis von Diskursen, die in ihrer Bedeutung miteinander konkurrieren. „Der Konflikt zwischen diesen Diskursen schafft Möglichkeit zu neuen Denkweisen und neuen Formen der Subjektivität.“⁵⁵ Hier setzt Christine de Pizan mit ihrem Gegendiskurs an, der es ihr als einer der etablierten Rede Unterworfenen möglich macht, aus eigenem Recht zu sprechen: „(...) und es widerspricht der Wahrheit, wie ich dir anhand der Erfahrung zeigen werde, pauschal das weibliche Verhalten zu tadeln.“⁵⁶ De Pizan liest die misogynen Texte ihrer Zeitgenossen gegen den Strich und eröffnet so den Angriff auf ihre Bedeutung und Macht: „(...) alle Bosheiten, die allorts über die Frauen verbreitet werden, fallen letzten Endes auf die Verleumder und nicht auf die Frauen zurück.“⁵⁷ Sie schafft eine neue Rede, die Widerstand leistet und heftige Reaktionen auslöst.⁵⁸ Gleichzeitig liest sie die misogynen Texte auch in ihrem historischen Entstehungskontext und bezieht sie auf die Interessen und Interessenten, die sich in ihnen verbergen.⁵⁹ Damit spricht sie zentrale Möglichkeiten der Erkenntnis an, die für feministisch perspektivierte Geschichtswissenschaft genutzt werden können: das Spannungsverhältnis von Wissen und Erfahrung als heuristisches Prinzip; die Antiphrase im Sinne einer Durchkreuzung und Umwertung als rhetorisches Prinzip; die Enttraditionalisierung als kritisches Prinzip; die Explikation der Subjektposition als pragmatisches Prinzip; die Vernunftbetonung als analytisches Prinzip; die Sensibilisierung für machtvolle Bedeutungsqualifikationen und normengeleitete Annahmen als interpretatorisches Prinzip.

Eine andere Möglichkeit kritischer Erkenntnissicherung stellt Olympe de Gouges vor. In ihrer auf den 14. Oktober 1791 datierten Schrift *Les Droits de la*

53 Ebd., 39., Hervorhebung U.C.S.

54 Ebd., 38 u. 49.

55 Chris Weedon, Wissen und Erfahrung. Feministische Praxis und poststrukturalistische Theorie, Dortmund u. Zürich 1991, 176.

56 De Pizan, Stadt der Frauen, wie Anm. 49, 49.

57 Ebd., 40.

58 So hat sie die führenden Köpfe der Pariser Universität, einschließlich ihres Kanzlers Jean Gerson, in einen wogenschlagenden Streit über Weiblichkeit verwickelt, der in den folgenden Jahrhunderten als „querelles des femmes“ immer wieder aufflackern sollte.

59 „Wiederum andere Männer haben Frauen aus anderen Gründen getadelt (...)“; dann folgt eine längere Passage, in der die verschiedensten Gründe für Frauenfeindlichkeit verhandelt werden: lüsternes Alter, schwindende Manneskraft, Zölibat, Spaß an übler Nachrede, Selbstüberschätzung, Eitelkeit, Geltungssucht; vgl. De Pizan, Stadt der Frauen, wie Anm. 49, 50.

Femme et la Citoyenne, dédié à la Reine reformuliert Olympe de Gouges die Menschenrechtserklärung der Französischen Revolution zu einer Erklärung der Frauenrechte. Die proklamierten Egalitätsversprechen der Französischen Revolution erscheinen ihr für das weibliche Geschlecht noch längst nicht eingelöst. In der Erklärung der Menschenrechte von 1789 ersetzt sie „homme“ (Mensch/Mann) durch „femme“ oder „femme et homme“.⁶⁰ Sie macht so offensichtlich, daß die „Realisierung des neuen, emphatisch begriffenen Menschen (...) faktisch nur im Mann gesehen“⁶¹ wurde. Olympe de Gouges zerstört damit den Allgemeinheitsanspruch des führenden institutionalisierten Diskurses ihrer Zeit. Ihre Hauptstrategie besteht in der Überführung naturrechtlich begründeter Egalitätsforderungen in eine radikale diskursive Symmetrie. Dazu gibt de Gouges die große Erzählung vom Menschen auf, ersetzt sie durch einen Partialdiskurs und legt die Doppelbödigkeit des generalisierenden Diskurses offen⁶² („der Mann hat sich aus der Ausnahme ein Prinzip zurechtgeschneidert“⁶³). Friederike Hassauer nennt dieses Verfahren „De-Generalisierung durch geschlechtsspezifische Explizierung“⁶⁴ und empfiehlt es mit Olympe de Gouges als kritische Methode, um die begrenzte Reichweite vorgeblich „geschlechtsneutraler“ Aussagen und die Verschleierungstaktiken generalisierender Diskurse bloßzulegen.

Geschichte erkennen

Paul Veynes Feststellung – „die Geschichte existiert nur im Verhältnis zu den Fragen, die wir an sie richten“⁶⁵ – trifft auch, und in verschärftem Maße, auf feministische Forschung zu. Deshalb gilt es, die Kategorien einer feministisch perspektivierten Geschichtswissenschaft exakt zu benennen. Sie bilden gewissermaßen den Kompaß, um sich im Dickicht der vergangenen und aktuellen Erfahrungen zu-rechtzufinden. Sie dienen der Benennung, der Kritik und der Überwindung jener „neutralen Prädikatoren“ (Hassauer), die den Sexismus in materiellen und ideellen Repräsentationssystemen der Vergangenheit und Gegenwart reproduzieren. Dreh-

60 In meiner Argumentation folge ich hier der ausgezeichneten Arbeit von Hassauer, Gleichberechtigung, wie Anm. 29, 259–291.

61 Ebd., 272.

62 Ebd., 281.

63 Olympe de Gouges, zit. in: Paul Noack, Olympe de Gouges, München 1992, 162.

64 Hassauer, Gleichberechtigung, wie Anm. 29, 281.

65 Vgl. Paul Veyne, Die Originalität des Unbekannten, Frankfurt am Main 1988, 8.

und Angelpunkt für eine feministische Perspektive auf Geschichte ist Geschlecht als historische Kategorie.

Es ist mir an dieser Stelle nicht möglich, die komplexen Debatten der letzten Jahre um das Geschlecht zu referieren, denn „von der Extension des Gegenstandsbereiches bis zum Subjektbegriff“⁶⁶ steht alles zur Diskussion.⁶⁷ Zwei Konzepte möchte ich jedoch kurz skizzieren, denn sie markieren für mich jenen Übergang zu einer kategorialen Fassung von Geschlecht, der nötig ist, um die Wirkung von Geschlecht als historische Kategorie zu entfalten. Einer verbreiteten Vorstellung folgt Hanna Schissler, wenn sie Geschlecht als „begriffliche Form sozialer und kultureller Analyse“, als „analytisches Werkzeug, das uns hilft, vernachlässigte Bereiche der Geschichte zu erkennen“⁶⁸ bezeichnet. Schissler meint damit sowohl jene Art und Weise, in der die physiologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen zu Zuschreibungen, Berechtigungen und Ausschließungen in sozialen Organisationen führen, als auch jene Mechanismen, die die Geschlechterunterschiede in Ungleichheiten der Geschlechterwelten verwandeln.⁶⁹ Schissler distanziert sich mit ihrer Sicht auf die Kategorie Geschlecht von einer substantialisierenden, positivistischen Auffassung, denn sie denkt Geschlecht und das Reden über Geschlecht als historisch-kulturelle Ordnungspraxis.

Friederike Hassauer forderte darüberhinaus „eine symmetrische Zuschreibung von Genuspezifisierung auf beide Geschlechter“, um die Aporie aufzulösen, „daß Frauenforschung strukturell nur wieder Frauen als Geschlechtswesen konstituiert, ohne gleichzeitig den Bereich des Allgemeinen auf seine Dimension des Männlichen hin zu degeneralisieren und zu dezentrieren.“⁷⁰ Damit verortet sich Hassauer in einer Denkrichtung, in der von Luce Irigaray bis Judith Butler *gender differences* von *axes of sexual difference*⁷¹ getrennt gedacht und Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit als frei flottierende Repertoires sowohl männlichen als auch weiblichen Körpern zugeordnet werden können. Entscheidend ist an dieser Konzeption, daß Geschlecht nicht mehr nur dazu dient, den Objektbereich histo-

66 Hassauer, Homo. Academica., wie Anm. 15, 14.

67 Vgl. Uta C. Schmidt, Vom Rand zur Mitte. Aspekte einer feministischen Perspektive in der Geschichtswissenschaft, Zürich u. Dortmund 1994, 174–181.

68 Gisela Bock, Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 14 (1988), 364–391, hier: 373 f.

69 Hanna Schissler, Soziale Ungleichheit und historisches Wissen. Der Beitrag der Geschlechtergeschichte, in: dies., Hg., Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt am Main u. New York 1993, 9–36, hier 14 f., Hervorhebung im Text.

70 Hassauer, Homo. Academica., wie Anm. 15, 12 f.; Hervorhebung im Text.

71 Butler, Gender Trouble, wie Anm. 2, 7.

rischer Forschung zu organisieren, sondern auch dazu, das Erkenntnissubjekt, die Erkenntnismittel und die Darstellungsweisen als *gendered* anzusehen.

Hassauer interessiert sich für die Grenzlinien, „mit denen Gesellschaften *genderization* durchführen, also genus-spezifische von vorgeblich genus-unspezifischen, ‚allgemeinen‘ Bereichen trennen. Was dann als Schatten des Geschlechts über der Vernunft/über der Geschichte/über dem Text sichtbar wird, ist ein entscheidender Schritt über jene ‚consequences of gender‘ hinaus, als die die Historikerin Natalie Zemon Davis 1976 noch einfach ‚sex roles and (...) sexual symbolism‘ bestimmt hatte.“⁷²

Damit zielt Friederike Hassauer auf eine kategoriale Fassung, die Geschlecht als Orientierungsproblem der forschenden Individuen anerkennt, als Komponente historischer Darstellung faßt, für die Vermittlung von Subjekt- und Objektebene heranzieht und als Handlungsdimension sich orientierender Individuen berücksichtigt. „Historische Kategorien sind Antworten auf die Frage, welche Prinzipien die Zeiterfahrung als Geschichte erfahrbar, erforschbar, darstellbar und brauchbar (im Kontext menschlicher Daseinsorientierung) machen. Sie stellen Grundbegriffe des historischen Denkens dar, mit denen Zeiterfahrung in historisches Wissen verarbeitet werden kann.“⁷³ Damit sind unterschiedlichste Dimensionen, die einander beeinflussen, aufeinander verweisen und in einem inneren Spannungsverhältnis zueinander stehen, gemeint, die das historische Denken durchziehen. In der Konstruktion historischer Erkenntnis als Aufarbeitung von Zeiterfahrung der Vergangenheit zur Deutung der Gegenwart und zur Perspektivierung von Zukunft müssen alle diese Dimensionen auf ihre Genuspezifika befragt werden.

Geschichte schreiben

Die drängende Frage nach der Verfassung einer feministisch perspektivierten historiographischen Praxis ergibt sich aus der betrüblichen Einsicht, daß sich Frauen in Begriffen und Sinnsystemen wiederfinden – in der Gegenwart und in der Geschichte –, die nicht die ihren sind. Das Problem stellt sich für die Historikerin in besonderer Weise: Als Geschichtsforscherin sucht sie, um überhaupt Anhaltspunkte für das Konzept einer allgemeinen Geschichte zu haben, an den Rändern

72 Hassauer, *Homo. Academica.*, wie Anm. 15, 13, unter Verwendung eines Zitates von Natalie Zemon Davis, *Women's History in Transition - the European Case*, in: *Feminist Studies* 3 (1976), 83–103, hier 90.

73 Rösen, *Historik*, in: Bergmann, *Handbuch der Geschichtsdidaktik*, wie Anm. 28, 131.

der institutionalisierten Diskurse nach weiblichen Eigenartikulationen, die jedoch immer im „Sprachgewand männlich geformter Zeichen und Symbole“ (Annette Kuhn) und an bestimmten Orten auftauchen. Wie kann sie Zugang zu den weiblichen Stimmen im Halbschatten der etablierten Diskurse finden? Wie kann sie sie inhaltlich und formal entschlüsseln und begreifen, um sich als Geschichtsschreiberin von ihrem Ausdruck gegebenenfalls inspirieren zu lassen? Denn auch sie selbst ist von der androzentrischen Sprache „kolonialisiert“. ⁷⁴

Das feministische Anliegen, Frauen und Weiblichkeit in Differenz und Dependenz zu Männern und Männlichkeit als Reales und Imaginäres zu thematisieren, trifft sich mit dem Anliegen der Geschichte, eine Beziehung zwischen der Wirklichkeit und dem Diskurs herzustellen. „So kann der Historiker nur schreiben, indem er das ‚Anderé‘, das ihn zum Narren hält, und die Wirklichkeit, die er nur als Fiktion darstellen kann, in seiner Praxis miteinander verbindet“, meinte Michel de Certeau zur Arbeit des Geschichtsschreibers. ⁷⁵ Geschichte schreiben sei stets eine Vermittlungstätigkeit zwischen hochgradigen Kontingenzen, die sich vor allem im Medium der Erzählung realisieren lassen. Das Schreiben „(...) ermöglicht einer Gesellschaft, sich zu verorten, indem sie sich durch Sprache eine Vergangenheit gibt, und auf diese Weise eröffnet es der Gegenwart einen eigenen Raum: eine Vergangenheit zu ‚kennzeichnen‘ bedeutet, den Toten einen Platz einzuräumen, aber auch den Raum der Möglichkeiten neu zu verteilen, negativ zu bestimmen, was getan werden muß, und folglich die Narrativität, die die Toten begräbt, als Mittel zu benutzen, den Lebenden einen Platz zu sichern (...).“ ⁷⁶

Den Ausgangspunkt eines feministischen Interesses an Geschichte bildeten jene Frauen, die sich kritisch gegen die Tradition wandten, um einen Vorschein auf eine möglichst bessere, menschliche Zukunft zu werfen. Sie woll(t)en als Frauen am „Geheimnis der Zeit“ teilhaben (Hayden White). Das elementare Medium, um sich in der Tradition zu finden und im zeitlichen Wandel nicht zu verlieren, ist meines Erachtens die Erzählung. Sie kann multipolar vermitteln zwischen unseren Erfahrungen in/mit der Welt, unseren Bemühungen, diese über eine Versprachlichung zu bewältigen, und unseren Versuchen, über die Brechung, Verflüssigung und Revision der herrschenden androzentrischen Instanzen der Sinnbildung eine unseren Erfahrungen angemessene Darstellungsform zu entwickeln. Narrativität

74 Vgl. Weedon, Wissen und Erfahrung, wie Anm. 55.

75 De Certeau, Das Schreiben, wie Anm. 44, 27.

76 Ebd. 130 f., Hervorhebung im Text.

ist die Sprachstruktur, die ob ihres fundamentalen Referenten, der Zeitlichkeit, der Daseinsstruktur der Menschen am weitesten entspricht.⁷⁷

Sie ist gleichzeitig ein fundamentaler Referent der Erzählung. Sie ist Form, Inhalt und Prozeß der Versuche, unseren Erfahrungen, Erinnerungen und Erwartungen in einem konstruktiven Sinne nachvollziehbar Ausdruck zu verleihen. Diese historiographische Erzählung, durch Fakten und Fragen bestimmt und methodisch im Ideen-, Normen- und Wertebezug transparent, kann sich auch durch fiktionale Elemente beleben lassen. Sie können – eingebettet in den Rahmen wissenschaftlicher Geltungssicherung von Geschichten – spielerisch die Bedingungen der Möglichkeiten für einen utopischen Überschuß des Feminismus antizipieren.⁷⁸ Als eine weitere „Arbeitsweise der Sinne“ (Negt/Kluge) können sie das Bewußtsein schärfen für Diskursgrenzen und Ordnungssysteme von Wissen und Wahrheit. Gerade in den fiktionalen Elementen von Erzählung lassen sich Möglichkeiten eines anderen Ideen-, Normen- und Wertebezugs erproben und gedanklich ertasten.

In dieser Verflechtung von Fakten und Fiktionen bewegt sich die feministische Perspektive als historische Erzählung *at its best*, um das spannungsreiche In-der-Zeit-Sein und In-der-Zeit-Fehlen als Faktor von Sozialisation und Individuierung zu vermitteln.⁷⁹ In, über und durch die Erzählung wird erklärt; es werden Leerstellen der herrschenden Kultur umkreist und ihre Genealogie nachgezeichnet, etablierte und randständige Sinn- und Deutungskapazitäten überprüft, Traditionsfäden durchtrennt, Ereignisse umgewertet, andere Blickwinkel entfaltet, die herrschende Logik unterwandert.

„Seit Jahren war ich beunruhigt. Ich kam mit meinem Zweitvater Marx nicht mehr umstandslos zurecht“, beginnt Christel Neusüß zu erzählen.⁸⁰ Und sie zeigt in ihrem Buch *Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander*, wie ihre Verunsicherung, lebensweltlichen Orientierungsbedürfnissen entspringend, zu wissenschaftlichen Fragen und einer neuen Sicht der Dinge führte. „Und dann gab es noch einen anderen Strang: ‚Ich als Frau‘. Diese Tatsache hatte mich lange Zeit nicht sonderlich interessiert (...) Als minderwertig Geachtete wollte ich mich nicht anschauen, und ich war es ja auch nicht

77 Vgl. Paul Ricoeur, zit. in: Hayden White, Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung, Frankfurt am Main 1990, 177; vgl. auch: Paul Ricoeur, Zufall und Vernunft in der Geschichte, Tübingen 1986, 18.

78 Vgl. Jörn Rüsen, Lebendige Geschichte. Grundzüge einer Historik III: Formen und Funktionen historischen Wissens, Göttingen 1989, 29.

79 Ebd., 25.

80 Christel Neusüß, Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder: Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander, Hamburg u. Zürich 1985, 8.

umstandlos. Schließlich respektierte die Männerwelt die Resultate meiner Kopfarbeit.“⁸¹ Sie setzt erzählend ihre forschende Auseinandersetzung immer wieder in Relation zu alltäglichen Erfahrungen und schärft so ihr Bewußtsein für die politischen Dimensionen ihrer wissenschaftlichen Entschlüsselung gesellschaftlicher Kräfte wie Arbeit, Produktivität, soziales Handeln, Privatheit und Öffentlichkeit.

Damit bin ich in meiner Argumentation wieder an den Anfang zurückgekehrt: Für Christel Neusüß sind alltägliche und akademische Praktiken im Umgang mit der Vergangenheit angesichts gegenwärtiger und zukünftiger Interessen aufeinander bezogen und nur so konstitutiv für kreative Erkenntnis. Nur im Zusammenspiel beider gewinnt ihr Werk auch als wissenschaftliches seine Qualität. Es bewegt sich in, zwischen und mit den hier in systematischem Zusammenhang aufgezeigten Dimensionen einer disziplinären Matrix feministisch perspektivierter Geschichtswissenschaft. Die Matrix ist gleichsam das „bewegliche Leitseil“ (Rosa Luxemburg), eine Hilfe, sich alltäglich und akademisch in einer wandelnden Realität immer erneut zu orientieren, wobei das Leitseil selbst als beweglich, veränderbar vorgestellt werden muß.⁸²

81 Vgl. ebd. 11.

82 Vgl. ebd. 337.